Sinn und Form. Beiträge zur Literatur. Herausgegeben von der Akademie der Künste. Heft 6/2024

MATTHIAS WEICHELT: »WENN DAS ERINNERN ANSCHLÄGT«

Lobrede auf den Dichter Christian Rosenau

Zeitschriften betreiben Perlenfischerei im Meer der Literatur. Und es ist das größte Glück eines Redakteurs, unter all den Einsendungen Texte zu finden, die sofort aufhorchen lassen, einem das Glück der Entdeckung bescheren. So erging es Peter Huchel, dem ersten Chefredakteur von Sinn und Form, als er 1955 Verse eines Kinderbuchlektors namens Johannes Bobrowski erhielt, von dem er noch nie etwas gehört hatte. Ecce poeta, soll er nach der Lektüre ausgerufen haben, endlich wieder ein Dichter! Und so erging es uns, den heutigen Redakteurinnen und Redakteuren, als wir 2009 Gedichte von Christian Rosenau zu lesen bekamen, die, wie es im Verlagsjargon heißt, als unaufgefordert eingesandtes Manuskript im Posteingang gelandet waren. Auf dem sogenannten Laufzettel, auf dem wir unsere Einschätzungen der jeweiligen Einsendung notieren, ist von den »im Ton erstaunlich sicheren, stimmungsreichen und poetischen Versen dieses jungen Dichters« die Rede, von einem »dichterischen Material, einem Bildervorrat«, die an Peter Huchel oder an Lutz Seiler, einen unserer anderen Hausgötter, erinnerten. 2016, nach einer der folgenden Einsendungen des uns nun nicht mehr unbekannten Autors, werden die »wunderbar rätselhaften, von großer Sprachkunst und poetischer Eingebung getragenen Gedichte« gerühmt. Entsprechend deutlich fällt das Fazit aus: »So eine beeindruckende und trotz des relativ großen Umfangs praktisch gleichbleibend gute Lyriksammlung haben wir schon lange nicht mehr angeboten bekommen.« Für eine Redaktion, deren Mitglieder in der Regel ganz eigene und entsprechend unterschiedliche Urteile abgeben, eine fast schon bestürzende Einmütigkeit. Normalerweise sollte das, was wir zum internen Austausch füreinander aufschreiben, besser nicht öffentlich zitiert werden. In diesem Falle verdanke ich den streng unter Verschluß gehaltenen Aufzeichnungen den Einstieg in meine Lobrede – mit Worten, die auch Jahre später nichts von ihrer Gültigkeit verloren haben. So kommt das, was längst abgelegt und abgeheftet schien, wieder zu seinem Recht. Oder um es mit einem Vers Rosenaus zu sagen: Es »blühen die Archive«!

Als Christian Rosenau mich fragte, ob ich diese Laudatio halten wolle, habe ich mich sehr gefreut. Zunächst natürlich, weil ich seine Gedichte außerordentlich schätze. Aber auch wegen einiger biographischer Berührungspunkte, die mir einen ganz eigenen Zugang zu seinen Texten eröffnen. Rosenau wurde 1980 in Weimar geboren und wuchs im nahgelegenen Dorf Ulla auf, hat seine Kindheit also in der DDR verbracht. Das politische System, die gesellschaftliche Ordnung, die hier ländlich geprägte Gemeinschaft waren, wie in fast jeder Kindheit, selbstverständliche, unhinterfragte Umgebungsräume, Naturgesetze erster Welterfahrung. Nur daß diese Welt nach dem Mauerfall Vergangenheit war, das Ende der Kinderzeit mit dem Ende des Staates zusammenfiel. Rosenau erzählt davon, wie ein Urvertrauen verlorengehen kann, wenn sich früh erlernte Rituale plötzlich ebenso ändern wie die Namen der heimischen Straßen. Und damit die Kindheit noch stärker, als es ohnehin der Fall ist, zu einem verlorenen Reich wird, versiegelt durch eine persönliche und eine historische Zäsur. Nach der das eigene Leben in eine Phase des allmählichen Erwachsenwerdens eintritt, so wie das ganze Land von Umwälzungen und Veränderungen erfaßt wird, die einen breiten Graben des Vorher und

Nachher schaffen, der nur durch Erinnerung überbrückt werden kann.
Aber die Erinnerung, heißt es bei Jean Paul, ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können. Zu sagen, daß Christian Rosenau sich in diesem Paradies gewissermaßen häuslich eingerichtet hätte, wäre falsch, er ist, das zeigt seine Lyrik und besonders seine Musik (zu der auch Heavy-Metal-Aufnahmen gehören), ein ganz gegenwärtiger Mensch. Daß seine Erinnerungen aber Heimat für ihn geworden und geblieben sind, kann man in seinen Gedichten nachlesen: »im Zweifel nach Haus« heißt folgerichtig ein der Großmutter gewidmeter, von der Literarischen Gesellschaft Thüringen 2012 herausgegebener Band, in dem die Kindheitslandschaft dichterisch vermessen wird. Die eigene Geschichte, die der Familie und die des Landes überlagern und durchdringen sich hier, wie im Gedicht »wer konnte, wollte das erzählen«, in dem die Fahnenappelle der Pioniere vor dem Mahnmal in Buchenwald, der propagandistisch aufgeladene Thälmann-Mythos der SED, der staatlich verordnete Gesang vom »Kleinen Trompeter«, die Erfahrungen der Großmutter im »Dritten Reich« und die enge familiäre Vertrautheit, in der ein Sprechen über all das erst möglich wird, zusammenkommen:

und Großmutter suchte verwirrt
ihren arischen Nachweis, weil man's
ihrer krummen Nase nie ansah,
man hätte sie einst als Hexe verbrannt,

sagte sie leise einmal
im Schein ihrer Lampe, als ich,
an den warmen Ofen gelehnt,
eines Nachts nicht schlafen konnte,

murmelte sie ihr junges Mädchenleben
zurück in das Dorf, in die Höfe ihrer Kindheit,
wo es keine kleinen Trompeter gab, nur einen,
der spielte zum Tanz mit der Geige,
er war groß und schön, hatte dunkles,
fast schwarzes Haar.

Oder in einem Gedicht aus dem Band »Nadelstich und Schlangensprache« (2018), der ein eigenes Kapitel zur »Heimat« enthält, eine Chronik der laufenden Ereignisse von 1986 bis 1995, der Umbruchszeit. »Heimatmen« heißt dieses Gedicht, ein eigentümliches neues Wort, mit dem man sich durch Luftholen in eine vertraute Landschaft zurückversetzen, sie gleichsam in sich aufnehmen kann. Im »Heimatmen der Felder« sind »Flurmarken, Weg und Wort« enthalten, im Schweigen des Vaters wiederum »die Lücke«, der »Hohlraum im Satz / von der Herkunft und Abkunft«. Die poetische Spurensuche, auf der man Rosenau dabei folgen kann, ist ohne jede Sentimentalität, sie will auch keiner Parole des Früher-war-es-Besser, will keiner Ostalgie das Wort reden. Die Freiheit, die mit dem Aufbrechen des Vertrauten einhergeht, wird nicht verschwiegen. Aber wie die Gerüche, Farben, Klänge einer so nicht mehr bestehenden Welt in diesen Gedichten lebendig werden, wie äußere Enge zu innerer Weite wird, wie all das kindliche, jugendliche Erleben hier an- und nachklingt, das hat mich sehr berührt. Denn auch wenn Christian Rosenau inzwischen die Welt gesehen und sich in seinem Werk mit ihr auseinandergesetzt hat, ist er seiner Landschaft dichterisch treu geblieben und hat sie, auch das ein Wort von ihm, zu seinem »inneren Terrain« gemacht. Ich bin fast zehn Jahre früher im sächsischen Hohenstein-Ernstthal aufgewachsen und kenne das Licht, die Spiele, die Natur, die Christian Rosenau in seinen Versen beschreibt, auch aus meiner Kindheit, sehe Szenen vor mir wie in dem Gedicht »wir zogen aus, wir zogen ein«: »wir ritten schnell, wir flogen dahin / auf klapprigen Klappfahrradpferden, / mit Fuchsschwanz und Speichen / voll Silberpapier«. Die Wende habe ich nicht in der

DDR erlebt, sondern im Westen – 1986 ist unsere Familie in die Bundesrepublik ausgereist, nach Coburg in Oberfranken, also ausgerechnet in jene Stadt, in der Christian Rosenau seit einigen Jahren lebt und als Musiker und Musikpädagoge arbeitet.

Wie aber entstehen diese so welthaltigen und erinnerungssatten Gedichte? Was löst Christian Rosenaus Schreiben aus, was setzt sein dichterisches Sprechen und Zurückbesinnen in Gang? Es gibt, soweit ich sehe, keine Texte, in denen er sein poetisches Vorgehen eigens erklärt. Aber es gibt die Gedichte, in denen aufscheint, wie sich durch einen Gedanken, eine Wahrnehmung, einen Blick etwas öffnet oder angestoßen wird, sich in einem bestimmten Wort manifestiert, durch andere Wörter, durch Rhythmus und Klang, durch Assoziationen zu einem lyrischen Sprechen führt, einen bestimmten Moment präzise einfängt und ihn damit überhaupt erst entstehen läßt. Im Gedicht »im Kiesbett der Silben« aus dem Band »Nadelstich und Schlangensprache« heißt es:

> ja, etwas ist da, das mir gilt, und ich
> schreib'
> deinen Namen und schreib' ins Kiesbett
> die Silben, wenn das Erinnern anschlägt,
> den Ort sucht im nervösen Gezitter
> der Lichter, der Stimmen, der
> Landschaft.

In diesen Versen scheint mir die Poetologie Rosenaus im kleinen fast vollständig enthalten zu sein. Etwas muß also da sein, das dem Ich dieses Gedichts und wohl auch seinem Verfasser gilt, etwas, das mit ihm (und nur mit ihm) zu tun hat. Es ist ein Auftrag, der ausgeführt werden muß, ein Auftrag zum Aufschreiben, hier eines Namens oder auch nur einzelner Silben. Voraussetzung ist ein konkreter Auslöser, ein Anschlagen des Erinnerns, das wie ein auf der Lauer liegender Wachhund reagiert – allerdings nicht auf Fremdes, sondern auf Vertrautes. Ein poetisches Verfahren, das eine sinnliche Verbindung, ein Wittern voraussetzt. Und eine aufnahmebereite Verfassung, eine geistige Gespanntheit, die verwandt sein könnte mit dem im Gedicht genannten »nervösen Gezitter« der »Lichter, der Stimmen, der Landschaft«, in dem das Erinnern einen Ort sucht.

Orte sind, neben dem Erinnern, die zweite wichtige Konstante von Christian Rosenaus Gedichten. Im Erinnern zeigt sich ihre Bewegung, in den Orten ihr Ziel. Oder ihr Zentrum, um das herum sie sich gruppieren, auf das sich alles Gesagte bezieht. Das können die schon erwähnten Stätten der Kindheit sein, aber auch ein Lokal wie im Band »Café« oder ein Altersheim wie im Band »Winterfurchen«. Rosenaus Gedichte finden in Räumen statt, sie füllen Räume aus. Sie ordnen sich um etwas an, haben ein mal offener, mal weniger offen zutage liegendes Gravitationszentrum. Daher auch die Vorliebe dieses Dichters für Zyklen, für lyrische Umkreisungen, in denen ein Thema variiert und durchgespielt werden kann – vielleicht eine Verbindung zu seiner zweiten großen Begabung, seiner Arbeit als Musiker und Komponist.

Wie weit die künstlerische Bandbreite Christian Rosenaus ist, zeigt sich schon in den erwähnten frühen Bänden »Café« (2007) und »Winterfurchen« (2009). Ersterer entwirft in einer raffinierten parallelen Anordnung von Strophen ein lyrisches Dramolett, das unterschiedliche, aber immer miteinander verbundene Lesewege ermöglicht. Durch die Wahrnehmungen des allein in diesem Lokal sitzenden Erzählers wird aus den beobachteten alltäglichen Szenen, den kleinen Dramen von Streit, Verdruß und Verführung, den von Tisch zu Tisch ziehenden Rauchzeichen ein »Crescendo der Zwischenräume«, ein szenisches Panorama, wie man es sonst vielleicht eher aus dem Film oder Theater kennt. Für einen Ausdruck wie »der Durst stürzt steil von der Lippe« muß man allerdings diesen Gedichtband lesen.

In »Winterfurchen« ist es die erzwungene Gemeinschaft der Bewohner eines Altersheims, deren bruchstückhafte Lebenserinnerungen und Gegenwartseindrücke zu Versen werden, die ineinander übergehen oder sich gegenseitig ins Wort fallen. Schlagerfetzen, Kinderlieder, Märchenklänge bilden den Soundtrack dieser sich auflösenden Welt, die dem Tod so nah ist, wie sie am Leben hängt: »zerfetzt der letzte / Heimatrest im Lidschlag«. Vergangenheit und Gegenwart sind eins geworden an diesem Ort, in Rosenaus Poesie bilden sie die beiden Pole, zwischen denen seine unmerklich vibrierenden, mit dichterischer Energie aufgeladenen Versgebilde aufgespannt sind. Vergangenheit ohne Gegenwart ist bloße Nostalgie, Gegenwart ohne Vergangenheit schiere Blindheit. So sagen es sich auch die Gäste im Café: »was ich dir schon immer sagen wollte: / *es hat nie* / *etwas anderes gegeben als die Gegenwart*.« Und an anderer Stelle: »*es hat nie etwas ander-* / *es gegeben als* … / Erinnerungen«.

Läßt man sich ein auf diese aus dem Heute sprechenden und um das Gestern wissenden Gedichte, wird man belohnt mit Bildern, die man nicht vergißt, dem »Raufaserfieber«, dem Tag, der hält, »was er an Stille verspricht«, der »zuckenden Blende des Mittags«. Mit vieles verheißenden Prophezeiungen: »wir wachsen / ins Holz, in die Form, in die Jahre«. Oder mit so rätselhaft-schönen Wendungen wie »der Pegel der Nacht sinkt weiter ins Schweigen«. Es fällt schwer, von diesen Gedichten loszukommen. Vielleicht ist diese Poesie mit ihrem Sinn für Herkunft und für Zwischenräume, für das Vieldeutige und Offene von Erinnerungen die Kunst der Stunde. Denn nur die »Gewißheit ist ein Fluch«, heißt es bei Christian Rosenau.

TERÉZIA MORA: ÜBER SERPENTINEN UND MENSCHEN

Eis bedeckt die Olivenbäume. Eis bedeckt die abschüssige, kurvenreiche Straße. Außer mir geht niemand zu Fuß. Die Hunde bellen mich an, während ich zum kleineren der beiden Geschäfte gehe, dem, das noch einigermaßen oben liegt. Dort gibt es zwei Sorten Schinken, »cotto« und »crudo«, eine Sorte Ricotta, eine Sorte schwarze Oliven ohne Stein. Das ist alles, was ich kaufe. Und ein wenig Nudeln. Broccoli wächst im Garten. »Mangia il broccolo!« sagt mir Pasquale jeden Tag. Und ich esse jeden Tag den Broccolo. Pasquale erinnert mich an meinen schon toten Urgroßvater, nicht weil er so alt ist, obwohl er alt ist, sondern weil er genauso klein und hager ist. Eine italienische Variante. Mit Oliven und Broccoli statt Wein und Walnüssen. Er ölt meine quietschende Tür mit Olivenöl. Er lädt mich zum Essen ein im Dorf und redet über die Griechin, die vor mir da war. »Questa greca!« Die hat gleich sehr schön Italienisch gelernt. Anders als ich. Ich bin die, die nicht viel »capisce«, wie eine junge Frau den Busfahrer über mich instruiert. Die Bushaltestelle ist einige Kurven weiter unten im Dorf, nahe dem größeren der beiden Geschäfte, in dem es mehrere Sorten von allem gibt. Der Bus fährt nach Rom, aber ich nehme ihn nur einmal. Nach der Ankunft in der Hauptstadt Italiens suche ich als erstes eine Toilette, um mich all dessen zu entledigen, was sich in meinem Verdauungstrakt befindet. Dann rufe ich bei der Villa Massimo an, die die Serpentara mitverwaltet, und frage um Rat: Wie könnte ich wieder nach Olevano gelangen, ohne einen Hunderter fürs Taxi zu zahlen, denn noch einmal überstehe ich diesen Bus nicht. So lerne ich Horst Müller und Sabine Straßburger aus Bremen kennen, die in der